

Jana Fritsche im Interview mit Sylka Scholz

Ein „Netz an Rezeptionsketten“ in der Männlichkeitsforschung

Die Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie hat den Dissertationspreis 2023 an Jana Fritsche verliehen für ihre Arbeit *Über die Unwahrscheinlichkeit der Männlichkeitsforschung. Genealogie eines Forschungsfelds*. Die Autorin selbst ist nicht im Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW vertreten, sondern arbeitet im Team Forschung am TUM Medical Education Center. Ihr Buch erschien jedoch im Mai 2024 als Band 80 in der Reihe Geschlecht und Gesellschaft, deren Koordination im Netzwerk FGF angesiedelt ist. Reihenmitherausgeberin Sylka Scholz sprach mit der Autorin über Entwicklungen, Dynamiken und Risiken der Männlichkeitsforschung.

Sylka Scholz: Männlichkeitsforschung ist in Deutschland und international mittlerweile ein etabliertes Forschungsgebiet und Sie untersuchen, wie dieses Feld entstanden ist. Jetzt stolpert man natürlich erst mal über den Titel „Über die Unwahrscheinlichkeit der Männlichkeitsforschung“. Was meinen Sie denn damit?

Jana Fritsche: Die Unwahrscheinlichkeit bezieht sich zunächst auf den Ausgangspunkt der Arbeit, auf die gängige These, dass das Männliche

und Allgemein-Menschliche lange Zeit – bis ins 20. Jahrhundert hinein – gleichgesetzt wurde: Männlichkeit sei bis dahin gar nicht als eine eigene Lebenslage oder Subjektposition sichtbar geworden. Vor diesem Hintergrund ist die Männlichkeitsforschung zunächst einmal ganz nüchtern betrachtet etwas sehr Unwahrscheinliches. In meiner Studie frage ich nach den gesellschaftlichen Bedingungen, die die Entstehung der Männlichkeitsforschung wahrscheinlich machen. Dabei beziehe ich mich aber auch auf die weitere Entwicklung, denn kein Forschungsfeld ist automatisch auf Dauer gestellt, sondern muss immer wieder seinen Gegenstand herstellen und auch gegen die Wahrscheinlichkeit absichern, dass er zum Beispiel aufgrund sozialen Wandels auch wieder verschwindet. Das trifft nicht nur auf die Männlichkeitsforschung zu, sondern auf jedes Forschungsfeld, aber an der Männlichkeitsforschung kann man diese Dynamiken besonders gut studieren.

Ihre zentrale These lautet, dass das Begründungsnarrativ der Männlichkeitsforschung, sie habe sich in den 1970er-, -80er-Jahren in Reaktion und Folge auf die Frauenbewegung und die Frauenforschung entwickelt, ein Mythos ist. Stattdessen entfalten Sie die These, dass es

¹ Vgl. Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW Nr. 47/2020, S. 15, zum 25-jährigen Gründungsjubiläum.

² Die Kurzfassung des Gesprächs wurde bereits im blog interdisziplinäre geschlechterforschung veröffentlicht: Jana Fritsche im Interview mit Sylka Scholz: Offen für Überraschungen im Feld der Männlichkeitsforschung, in: blog interdisziplinäre geschlechterforschung, 30.04.2024, www.gender-blog.de/beitrag/feld-der-maennlichkeitsforschung/, DOI: <https://doi.org/10.17185/gender/20240430>

sich dabei schon um eine zweite, spätmoderne Generation von Forscher:innen handelt. Da ist natürlich die spannende Frage, wer ist denn für Sie die erste Generation?

„Mythos“ würde ich es vielleicht nicht direkt nennen, aber eben die nächstliegende und intuitivste Erklärung, die meines Erachtens mangelnder Forschung geschuldet ist. Wenn man sich ein bisschen genauer damit beschäftigt, lassen sich Vorläufer der Männlichkeitsforschung schon um 1900 finden. Zum Beispiel wurden in dem Sammelband von Koßmann und Weiß (1908) bereits Überlegungen veröffentlicht, wie man die Charakteristika von Männern wissenschaftlich untersuchen könnte. Erste sozialwissenschaftliche Studien finden sich schon in den 1940er- und 1950er-Jahren in den USA, zum Beispiel von Mirra Komarovsky (1940) und Helen Mayer Hacker (1957), aber auch in Deutschland, zum Beispiel von Gerhard Kleining 1959, in den 1970ern dann von Autoren, die auch für die spätere Männlichkeitsforschung immer noch von Bedeutung sind, wie zum Beispiel Joseph Pleck (1974; 1976). All diese Positionen eint, dass sie ein ähnliches Problem bearbeiten, diese Texte weisen also ähnliche Muster auf, weshalb ich sie als eine Generation zusammenfasse, der dann ab den 1980er-Jahren eine zweite Generation mit veränderten Narrativen folgt.

Jetzt interessiert uns natürlich: Was ist das Problem, das diese früheren Männerforscher:innen behandeln?

Die frühen Forscher:innen machen die Beobachtung, dass es keine einheitliche Form von Männlichkeit gibt, sondern unterschiedliche Männlichkeitsentwürfe. Diese werden von den Forscher:innen vor allem als Gegenwartsphänomen ihrer Zeit gesehen und auf den sozialen Wandel zurückgeführt. Dabei ist die Diagnose, dass sich ganz unterschiedliche Männlichkeitsrollen – damals war noch von ‚Rolle‘ die Rede – überlappen: einerseits noch alte bestehende Rollen, auf der anderen Seite bereits moderne, schon angepasste Männlichkeitsrollen. Und diese Überlappungen verursachen dann eben Dilemmata, Bürden, wie es heißt, und eine gewisse Orientierungslosigkeit unter Männern. Diese Differenz oder Diskrepanz zwischen Männlichkeitsentwürfen stellt das eigentliche Problem dar, und die Lösung dieser Problemstellung zielt in der frühen Männlichkeitsforschung darauf ab, dass sich möglicherweise künftig eine synchronisierte Männlichkeitsrolle entwickelt, die mit ihrem sozialen Umfeld wieder in Ein-

klang steht. Das heißt, in der ersten Generation ist die Differenz das Problem und die Einheit wird zur Lösung.

Wie sind Sie auf diese These gekommen und wie sind Sie dann methodisch, methodologisch vorgegangen?

Zum einen wollte ich das Forschungsfeld aus sich heraus bearbeiten und nicht schon bestehende Einordnungen zur Männlichkeitsforschung und ihrer Geschichte zusammenfassen, das hätte meines Erachtens nicht so viel ergeben. Ich habe stattdessen sozialwissenschaftliche Publikationen zu Männlichkeit selbst untersucht. Zur Erschließung des Datenkorpus bin ich im Prinzip so vorgegangen, dass ich aus bestehenden Handbüchern, Überblicksartikeln usw. genannte Meilensteine identifiziert habe und den Literaturverweisen gefolgt bin: Auf wen beziehen sie sich, wie geht es dann weiter? So entsteht ein Netz an Rezeptionsketten, und diese Kette endet beim schon erwähnten Sammelband von Koßmann und Weiß um 1908. Die aktuelleren Arbeiten habe ich aus entsprechenden Fachjournalen herausgezogen, die zur gegebenen Zeit am meisten zitiert worden sind. Die Interpretation der Texte erfolgt dann über die funktionale Analyse. Das ist eine Perspektive, die ihre theoretische Fundierung in der System-, Gesellschafts- und Differenztheorie hat. Wissenschaftliche Aussagen werden danach als bereits gesellschaftlich anschlussfähige Lösungen verstanden und die Herausforderung bei der Analyse ist dann, herauszuarbeiten, was eigentlich das zugrunde liegende Problem dieser Texte ist. In weiteren Interpretationsschritten habe ich dann gefragt: Wird dieses Problem eigentlich nur von der Männlichkeitsforschung bearbeitet oder taucht es auch in anderen Kontexten auf? Und inwiefern lässt sich die Problemstellung ganz spezifisch nur Männlichkeit zurechnen oder gibt es auch noch andere Zusammenhänge, die sich darin spiegeln?

Für die erste Generation wäre das Bezugsproblem Männlichkeit in dem Fall, dass angenommen wird: Eine Passung zwischen der ‚alten Männerrolle‘ und den neuen Anforderungen an Männlichkeit ist nicht mehr gegeben, wir haben es jetzt mit einer Pluralität zu tun. Das könnte sich aber auch an anderen Punkten der Gesellschaft zeigen.

Tatsächlich habe ich herausgefunden, dass es sich nicht um ein genuin spezifisches männliches Problem handelt. Auffällig ist die Problemlösungskonstellation: einerseits sozialer Wandel und Individualisierung, die Problematik von „Wie

kann ich eigentlich individuell sein und mich ausdrücken?“ und auf der anderen Seite „Wie kann ich in dieser Individualität oder Subjektivität auch in etwas Größeres, Allgemeines reinpassen oder mich im Allgemeinen wiederfinden?“. Dieser Problemkomplex ist im Grunde das, was gerade die frühe Soziologie mit den Denkfiguren des bürgerlichen Subjekts beschrieben hat: Das ist quasi ein klassisches, bürgerliches Problem, was man in der allgemeinen Soziologie für das ‚allgemeine‘ Subjekt finden kann und worauf sich die Soziologie letztlich auch als Wissenschaft gründet. Das Spannende ist, dass genau diese Problemstellung zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen des bürgerlichen Subjekts in der Männlichkeitsforschung ganz spezifisch Männlichkeit zugeschrieben wird und in der Forschung keine hinreichende methodische Kontrolle stattfindet, ob jetzt dieser Problembezug einzig und allein Geltung für den, ich nenne es mit Luhmann ‚Sonderhorizont‘ Männlichkeit hat.

Was unterscheidet jetzt die erste Generation von Männlichkeitsforscher:innen von der zweiten Generation?

Das ist tatsächlich die ganz spannende Umkehr von Problemen und Lösungen. In der ersten Generation ist die Differenz der unterschiedlichen Männlichkeiten oder Männlichkeitsrollen das Problem und die Einheit soll zur Lösung werden. In der zweiten Generation kehrt sich das genau um, hier werden die unterschiedlichen Ausprägungen von Männlichkeit eben nicht mehr als historisches Zwischenstadium oder als Gegenwartsphänomen begriffen, sondern als immer weiter fortlaufendes und unausweichliches Produkt von Männlichkeitskonstruktionen. Man geht also davon aus: Männlichkeit ist immer divers, ist immer unterschiedlich in ihren Ausprägungen, und das Problem wird dann tatsächlich, Männlichkeit eine Einheit zu unterstellen. Die zweite Generation arbeitet sich an diesem Problem ab, wie man Männlichkeitskonstruktionen beschreiben kann, ohne diese immer auf eine Einheit zurückzuführen. Das heißt, bestimmte Entwicklungen von Konstruktionskonzepten werden dann zur Lösung, um dieses Einheitsproblem zu bearbeiten.

Und wer bearbeitet das? Wir haben ja für die erste Generation jetzt so ein paar Namen genannt, darum würde ich Sie jetzt auch für die zweite Generation bitten.

Da ist ganz vorne mit dabei natürlich Raewyn Connell (1987; 1995), die ja auch noch gegenwärtig als Pionierin der Männlichkeitsforschung

genannt wird, wo ich sagen würde, es ist vor allem die Pionierin der zweiten Generation. Es gibt aber auch schon Mitte der 1980er-Jahre Positionen, die auf die vielfältigen Männlichkeiten hinweisen. Das sind zum einen Harry Brod (1987) oder Jeff Hearn (1987) oder, wenn wir uns den deutschsprachigen Raum angucken, Ursula Müller und Sigrid Metz-Göckel (1986) mit einer größeren Studie, die auch schon diese Umstellung vollziehen. In der jüngsten Zeit vermehren sich die Publikationen immer stärker, es lassen sich weniger einzelne Positionen herausarbeiten. Connell ist nach wie vor sehr führend, was die Konzepte angeht, aber ich würde auch beispielsweise Eric Anderson dazuzählen.

Connell wird auch sehr stark kritisiert genau mit diesem Konzept der „inclusive masculinity“ von Anderson oder „hybrid masculinity“. Würden Sie sagen, da konstituiert sich eine dritte Generation an Forscher:innen oder ist das alles noch Teil der zweiten Generation?

Ich sehe durchaus Potenziale und Ansatzpunkte für eine dritte Generation, allerdings weniger in diesen Konzepten wie „hybrid“ oder „inclusive masculinity“ als vielmehr in den Beobachtungen, die diesen Konzepten eigentlich zugrunde liegen. Eric Anderson ist beispielsweise sehr bekannt für das Konzept von „inclusive masculinity“ (2009; 2018), er beobachtet vor allem in Teilen des globalen Nordens, dass Anfeindungen und Abwertungen zum Beispiel von Homosexualität durch andere Männer abnehmen, dass Männer sich auch zunehmend Themen von Fürsorge zuwenden, also alles Handlungsmuster und Themen, die man eigentlich bislang eher als Gegenteil aktueller hegemonialer Männlichkeitskonstruktionen wahrgenommen hat. Und hier liegt meines Erachtens schon großes Potenzial, darüber nachzudenken, welche Kulturbedeutung von Männlichkeit dahinter liegt oder wie sich diese wandelt. Aber gerade Konzepte wie „inclusive“ oder „hybrid masculinity“ sind meines Erachtens eher leichte Modifizierungen, weil sie quasi immer noch dieselbe Problemstellung adressieren und auf dieselben Lösungen kommen wie alle anderen Positionen der zweiten Forschungsgeneration auch. Für eine dritte Generation müssten sich auch wieder der Problembezug und die Lösungen ändern, und das sehe ich in diesen Konzepten noch nicht realisiert.

Stattdessen beobachten Sie ja etwas anderes, nämlich, dass das mittlerweile recht breit aufgestellte Feld der Männlichkeitsforschung sich im Moment zwischen einer, wie Sie es nennen, Disziplinabwehr und Disziplinierung

bewegt. Was können wir uns genau darunter vorstellen?

Mit Disziplinabwehr meine ich die Beobachtung, dass sich das Forschungsfeld selbst sehr selten, wenn überhaupt, als Disziplin bezeichnet oder eher ausweichende Bezeichnungen wählt. Da ist dann höchstens die Rede von einer Teil- oder Nischendisziplin, von sogenannten „Subfields“, von interdisziplinärer oder auch transdisziplinärer Ordnung, aber es geht auch noch sehr viel vager, wenn zum Beispiel die Männlichkeitsforschung lediglich als „messy set of activities“ (Hearn 2019) bezeichnet wird. Ich kann feststellen, dass die Männlichkeitsforschung durchaus Aspekte von Disziplinierung aufweist, sie generiert zum Beispiel zunehmend homogene Referenzketten. Das zeigt sich in laufend aktualisierten Handbüchern, auch an Institutionalisierungen an Hochschulen. Beispielsweise gibt es in Spanien mittlerweile einen eigenen Masterstudiengang zu Masculinities und mit dem Konzept hegemonialer Männlichkeit hat sich ja auch ein leitendes Paradigma entwickelt. Das alles bildet mit Stichweh (2013) gesprochen einen homogenen Kommunikationszusammenhang und da hätte die Männlichkeitsforschung eigentlich jeden Grund, sich selbstbewusst als aufstrebende Disziplin zu bezeichnen. Das tut sie allerdings nicht. Der Grund dafür liegt meiner Analyse zufolge im sehr spannungsreichen Verhältnis zur Frauen- und Geschlechterforschung. Gerade ab den 1980er-Jahren ist sehr viel über die Frage diskutiert worden, ob man überhaupt Männlichkeitsforschung betreiben sollte. Es wurde zum einen befürchtet, dass mit dieser Art von Forschung männliche Subjekt- und eben auch Herrschaftspositionen reifiziert und stabilisiert werden können, und zum anderen auch die Problematik gesehen, dass die Forschung zu Männlichkeit die ohnehin begrenzten Ressourcen von Frauen- und Geschlechterforschung abgraben würde – sowohl materiell im Sinne von Forschungsgeldern und Personalkosten, aber auch immateriell im Sinne von Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit. Mit dieser Kritik ist das Feld fortlaufend konfrontiert. Es ist genau dieser kritische Hintergrund, weshalb sich das Feld rhetorisch, strategisch gegen die Disziplinzuschreibung wehrt, weil es sich dadurch zum einen von seinem eigenen Untersuchungsgegenstand distanziert und zum anderen von Assoziationen, die mit „Disziplin“ einhergehen, also die Produktion von Wissen und damit Machtverhältnissen. Ganz spannend finde ich die Selbstbezeichnung der „Kritischen Männlichkeitsforschung“, eine Art von Kompromiss, der zwei Funktionen erfüllt: sich vom eigenen Untersuchungsgegenstand rhetorisch zu distanzieren

und sich doch einzugestehen, dass man eine gewisse disziplinäre Struktur aufweist.

Wo sehen Sie denn das Feld der Männlichkeitsforschung in Zukunft und was wären wichtige Bedingungen, um das Feld weiter zu stabilisieren und zu entwickeln?

Für die Zukunft sehe ich die Männlichkeitsforschung an sich ganz gut aufgestellt. Schon in den letzten Jahren lässt sich beobachten, dass sich Publikationen weiterhin mehren, Fachzeitschriften immer wichtiger werden, aber auch ein gesamtgesellschaftliches Interesse daran besteht, Deutungsangebote zum Phänomen Männlichkeit zu haben. Aus der wissenschaftlichen Perspektive würde ich trotzdem sagen, dass es für die Männlichkeitsforschung wichtig wäre, sich dezidiert mit Theorie und Begriffsbildung auseinanderzusetzen und sich dadurch weiterzuentwickeln. Zwar gibt es immer wieder Kritik und Diskussion, zum Beispiel zum Konzept hegemonialer Männlichkeit, darauf folgen allerdings eher, ich nenne es mal Schönheitskorrekturen, und die Debatten drehen sich am Ende doch wieder um dieselben Problemstellungen. Meines Erachtens eignen sich die üblichen Fragestellungen, wie man jetzt eben verschiedene Ausprägungen von Männlichkeit untersuchen kann, erkenntnistheoretisch einfach nicht sehr gut, weil man mit diesen Fragestellungen immer schon das vorfindet, was man sich eigentlich vorher gedacht hat. So muss man eigentlich schon von bereits immer omnipräsenten und omnirelevanten Männlichkeiten ausgehen. Was ich als Soziologin sehr viel spannender fände, wäre, eine Art Theorie-Tool zu entwickeln, das offen ist für Überraschungen im Feld: Wann ist Männlichkeit als eine Zuschreibungsadresse überhaupt in einem bestimmten Kontext relevant und wenn ja, wie und warum? Oder müssen wir uns eingestehen, dass in manchen Kontexten Männlichkeit gar keine Rolle spielt, egal ob Männer anwesend sind oder nicht? Es müsste also darum gehen, den Blick auf Relevanzstrukturen zu richten. Was mir als schillerndes Beispiel immer wieder unterkommt, ist die Rede von toxischer Männlichkeit: sich da eben zum Beispiel nicht die Frage zu stellen: „Was heißt oder was ist toxische Männlichkeit?“, sondern sich zu fragen: „Was sagt das eigentlich über unsere Gesellschaft, wenn wir vermehrt von toxischer Männlichkeit sprechen?“, was sind die latenten Kontexte, die dahinter liegen? Das ist eine soziologische Aufgabe, sich von dem zu lösen, was sich einem immer sehr offensichtlich darbietet. Das erfordert erkenntnistheoretische Überlegung, empirische Forschung und Theorie-

arbeit. Ich habe in meiner Arbeit auch benannt, inwiefern es für das Feld selbst sehr risikoreich ist, Relevanzstrukturen zu untersuchen, denn man kann ja auch darauf stoßen, dass Männlichkeit gar nicht überall und immer so relevant ist, und man kann über diese Art von Forschung dann auch das Label Männlichkeitsforschung verlieren. Aber ich finde, dieses Risiko wär's wert zugunsten von erkenntnisgenerierenden neuen Forschungswegen.

Literaturverzeichnis

- Anderson, Eric. 2009. *Inclusive Masculinity. The Changing Nature of Masculinities*. New York: Routledge.
- Anderson, Eric und Mark McCormack. 2018. Inclusive Masculinity Theory: overview, reflection and refinement. *Journal of Gender Studies* 27 (5), 547–561.
- Bridges, Tristan und Cheri J. Pascoe. 2014. Hybrid Masculinities: New Directions in the Sociology of Men and Masculinities. *Sociology Compass* 8 (3), 246–258.
- Brod, Harry (Hrsg.). 1987. *The Making of Masculinities*. Boston: Allen and Unwin.
- Carrigan, Tim, Bob Connell und John Lee. 1985. Toward a new sociology of masculinity. *Theory and Society* 14 (5), 551–604.
- Connell, Raewyn. 1987. *Gender and Power*. Cambridge: Polity Press.
- Connell, Raewyn. 1995. *Masculinities*. Cambridge: Polity Press.
- Fritsche, Jana. 2024. *Über die Unwahrscheinlichkeit der Männlichkeitsforschung*. Genealogie eines Forschungsfeldes. Wiesbaden: Springer VS.
- Hacker, Helen Mayer. 1957. The New Burdens of Masculinity. *Marriage and Family Living* 19 (3), 227–233.
- Hearn, Jeff. 1987. *The Gender of Oppression. Men, Masculinity and the Critique of Marxism*. Brighton, Sussex: Wheatsheaf.
- Hearn, Jeff. 2019. So What Has Been, Is, and Might Be Going on in Studying Men and Masculinities? Some Continuities and Discontinuities. *Men and Masculinities* 22 (1), 53–63.
- Kleining, Gerhard. 1959. Die Idee des ‚echten‘ Mannes in Deutschland. *Psychologie und Praxis* 3 (2), 57–65.
- Komarovsky, Mirra. 1940. *The Unemployed Man and his Family. The effect of unemployment upon the status of the man in fifty-nine families*. New York: Dryden Press.
- Koßmann, Robby und Julius Weiß (Hrsg.). 1908. *Mann und Weib. Ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart*. Band 1. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
- Metz-Göckel, Sigrid und Ursula Müller. 1986. *Der Mann. Die Brigitte-Studie*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Pleck, Joseph H. 1976. The Male Sex Role: Definitions, Problems, and Sources of Change. *Journal of Social Issues* 23 (3), 155–164.
- Pleck, Joseph H. und Jack Sawyer (Hrsg.). 1974. *Men and Masculinity*. Englewood Cliffs, N. J.: Prentice-Hall.
- Stichweh, Rudolf. 2013. *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Bielefeld: transcript.

Kontakt und Information

Dr. Sandra Beaufays
sandra.beaufays@netzwerk-
fgf.nrw.de

[https://doi.org/10.17185/
duerpublico/82024](https://doi.org/10.17185/duerpublico/82024)

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/82024

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20240708-140941-6



Dieses Werk kann unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 Lizenz (CC BY 4.0) genutzt werden.